

Jede zweite Sitzreihe bleibt frei – aber nicht, um das Virus auszubremsen. Dafür soll die 3-G-Regel sorgen, zusammen mit der Maskenpflicht, die in Bernd Skieras Vorlesung gilt. Der Wirtschaftsprofessor der Goethe-Uni hat die Zahl der belegbaren Plätze nur reduzieren lassen, damit er und sein Assistent den Zuhörern näher kommen können – beide wollen den Studenten beim Lösen der Aufgaben helfen, die Skiera in seiner Vorlesung stellt. Dass er dies tut, ist auch eine Folge von Corona: Skiera erprobt in diesem Semester erstmals auf dem Campus ein interaktives Format, das auch von seinen Erfahrungen in den Monaten der Onlinelehre inspiriert ist.

Das „Flipped Classroom“-Modell sieht vor, dass sich die Teilnehmer von Skieras Veranstaltung „Marketing II“ unter anderem mit Erklärvideo zu Hause auf den Präsenzunterricht vorbereiten. Der wiederum besteht nicht aus professoralen Monologen, sondern vor allem aus praktischen Übungen. Statt in virtuellen „Breakout Rooms“ wie zu Zeiten der Distanzlehre sollen sich die Studenten nun im Saal zu Gruppen zusammenfinden und sich gemeinsam mit einem Problem auseinandersetzen, während Skiera durch die Reihen geht und Tipps gibt.

Der Ökonom hebt hervor, dass niemand zur Vorlesung kommen müsse: Exklusives Wissen etwa zu Klausurfragen werde er dort nicht offenbaren. Trotzdem ist zumindest die erste Stunde am Montagmorgen gut besucht. Fast 100 angehende Wirtschaftswissenschaftler sind gekommen; in den nicht gesperrten Reihen bleiben kaum Plätze frei. Wer sich zu dieser frühen Stunde an die Uni begibt, kommt in den Genuss besonders gründlicher Einlasskontrollen: Um 20 Minuten vor acht sind im Hörsaalgebäude auf dem Westend-Campus mehr Sicherheitsleute als Studenten zu sehen. Staus an den Absperrgittern, die die Studentenströme kanalisieren sollen, gibt es zu dieser Zeit noch nicht. So kann das Personal Impfnachweise und Zugangsberechtigungen auch einmal genauer in Augenschein nehmen.

Jana Schwarze findet die Situation „sehr surreal“. Ein wenig nervös sei sie schon, nach so langer Zeit wieder eine richtige Vorlesung zu besuchen, sagt die 21 Jahre alte Wirtschaftsstudentin. Doch größer als die Anspannung ist die Freude über die Rückkehr auf den Campus. „Es ist ein tolles Gefühl, wieder hier sein zu dürfen“, meint auch ihr Kommilitone Vladislav Zhukovskiy. Schwarze, die nun ins fünfte Semester kommt, hat bisher erst ein Semester Normalbetrieb an der Uni erlebt – dann folg-



Aufsuchender Unterricht: Bernd Skiera hilft seinen Studenten beim Lösen einer Aufgabe.

Foto Helmut Fricke

Der Hörsaal wird zum Klassenzimmer

FRANKFURT Studenten und Dozenten freuen sich über die Rückkehr auf den Campus. Ein Wirtschaftsprofessor erprobt, ob ein Lehrmodell aus der Onlinewelt auch in Präsenz funktioniert.

Von Sascha Zoske

AUF EIN WORT



Leonie Löw, 23 Jahre, Universität Gießen, 7. Semester Sozialwissenschaften

Braucht Raum zum Diskutieren

Was liegt an diese Woche?

Diese Woche ist Semesterstart. Die ersten Veranstaltungen gehen los, und das zum Glück auch teilweise in Präsenz. Das freut mich sehr.

Was gefällt Ihnen an dem Fach, das Sie studieren?

Ich erkläre das oft so, dass es in meinem Studium um die Psychologie der Gesellschaft geht. Man lernt viel über gesellschaftliche Phänomene, Normen und darüber, wie diese zustande kommen. Das macht mir echt Spaß.

Und was stört Sie?

Im Bachelor ist alles noch sehr vage. Man kann natürlich über die Kurswahl Schwerpunkte setzen. Ich habe aber trotzdem das Gefühl, dass ich definitiv den Master brauche, um mich wirklich zu spezialisieren.

Was wollten Sie Ihrem Universitätspräsidenten schon immer mal sagen?

Ich war im Sommersemester 2021 im Auslandssemester in Dänemark. Dort habe ich gemerkt, wie gut digitale Lehre funktionieren kann. Das hat mich hier schon sehr gestört. Ich merke, dass gerade in den Gesellschaftswissenschaften Veranstaltungen in Präsenz wichtig sind. Wir brauchen den Raum zum Diskutieren.

Ihr Lieblingsort in der Universität?

Der Campus des Philosophikums II ist sehr schön, besonders im Sommer. Dort gibt es viel Wald, was mir sehr gefällt. Ansonsten mag ich die Mensa sehr gerne zum Reden und Letutreffen.

Und wohin gehen Sie auf keinen Fall, wenn Sie nicht müssten?

Zum Campus der Rechtswissenschaften. Dort ist es ein anderes Klima im Miteinander. Das ist einfach nicht so mein Vibe.

Wo ist in der Universität der beste Ort zum Flirten?

Auf den Fachschaftspartys und im Fachschaftsraum.

Wie wohnen Sie?

Ich wohne in einer Siebener-WG in Gießen.

Wie finanzieren Sie Ihr Studium?

Durch Bafög und Arbeiten. Ich arbeite in der Senioren- und Alltagsbetreuung im ambulanten Pflegedienst. Ich fahre zu den Menschen nach Hause, gehe mit ihnen spazieren, putze für sie, gehe einkaufen und unterhalte mich mit ihnen.

Wo gehen Sie abends am liebsten hin?

Im Sommer an die Lahnwiesen. Jetzt während Corona bin ich am liebsten auf unserem Balkon in der WG. Ansonsten bin ich oft am Uni-Hauptgebäude.

Was gefällt Ihnen an Gießen, was nicht?

Es sind sehr viele Studierende hier. Das macht es supercool, weil man sich total schnell vernetzen kann. Dafür ist es aber in den Semesterferien teilweise sehr leer, wenn alle weg und bei ihren Familien sind.

Was wollen Sie nach dem Studium machen?

Erst mal werde ich nach Wien ziehen. Was ich dann mache, weiß ich noch nicht. Aber der Umzug steht auf jeden Fall fest.

Aufgezeichnet von Ole Kaiser

Foto Michael Braunschädel

„Die Autonomie hat sich im Krisenfall bewährt“

WIESBADEN Wissenschaftsministerin Angela Dorn verteidigt die unterschiedlichen Corona-Regeln an den Hochschulen

Von diesem Montag an ist Präsenz an den Hochschulen wieder der Normalfall. In den Monaten zuvor war die Lehre auf dem Campus wegen der Pandemie teils stark eingeschränkt. Würden Sie im Rückblick sagen, dass diese Restriktionen angemessen waren?

Vor eineinhalb Jahren, als Corona über uns hereinbrach, waren wir in einem absoluten Ausnahmezustand. Es gab nur wenige wissenschaftliche Erkenntnisse über das Virus. Daran gemessen, sind wir erstaunlich gut mit der Situation zu recht gekommen. Es war beeindruckend, wie schnell die Hochschulen auf digitale Lehre in teils hoher Qualität umgeschaltet haben. Aus den Schulen höre ich, dass viele mit Neid darauf geschaut haben.

Aber hätte man nicht schon früher mehr Präsenzlehre zulassen können?

Wir hatten in Hessen mehr Präsenzlehre als in anderen Bundesländern. Dort wurde zum Teil mit Höchstgrößen für Veranstaltungen gearbeitet. In Hessen haben wir gesagt, das muss individuell je nach Raumgröße und Hochschultyp entschieden werden. Auch Bibliotheken waren in fast allen anderen Ländern geschlossen. Bei uns gab es Möglichkeiten der Ausleihe. Man muss auch bedenken, dass wir es an Universitäten mit ganz anderen Menschenströmen zu tun haben als an Schulen. Deswegen bin ich mit der Abwägung, die wir getroffen haben, insgesamt zufrieden.

Finden Sie, dass die Hochschulen den Spielraum, den sie hatten, immer sinn-

voll genutzt haben? Waren manche vielleicht zu vorsichtig?

Die Autonomie der Hochschulen hat sich im Krisenfall bewährt. In anderen Bundesländern gab es zum Teil deutlich mehr Dirigismus. Manche Hochschulen waren digitalaffiner als andere, aber das war in Ordnung. Ein Konzept muss für jeweilige Hochschule und zum Fachbereich passen.

Sie haben einst als Studentin gegen die Studiengebühren in Hessen demonstriert. Hat es Sie gewundert, dass die meisten Studenten es nach außen hin klaglos hingenommen haben, dass sie quasi aus der Uni ausgesperrt wurden? Man könnte sich darüber wundern, dass es in Deutschland und anderen Ländern insgesamt relativ wenig Protest gab. In Umfragen haben sich ja immer große Mehrheiten für scharfe Maßnahmen ausgesprochen. Auch bei den Studierenden überlagert trotz der massiven Einschränkungen das Bewusstsein: Wir können dazu beitragen, diese Krise zu meistern. Ich habe einen Respekt davor, wie die Studierenden die Situation ertragen haben, und ich hätte es verstanden, wenn es Proteste gegeben hätte.

Die Corona-Regeln der Hochschulen für das Wintersemester unterscheiden sich teils deutlich. Mal wird 100 Prozent Präsenzlehre versprochen, mal 75 Prozent, mal werden Hörsäle mit Maskenpflicht voll belegt, mal mit Abstandsgebot zu 50 Prozent. Hätten Sie sich mehr Einheitlichkeit gewünscht?

Ich finde diese Spannweiten in Ordnung. Vor den Sommerferien haben wir uns mit den Hochschulen darauf verständigt, so viel Präsenzlehre anzubieten, wie es verantwortbar ist. Die Unterschiede im Präsenzanteil ergeben sich aus den örtlichen Besonderheiten und der Fächerstruktur.



Angela Dorn (Die Grünen) leitet das Ministerium für Wissenschaft und Kunst seit 2019. Foto Lachner

Die Goethe-Uni lässt Externe nur noch mit 3-G-Nachweis und vorher ausgestellter Zutrittsberechtigung in ihre Gebäude. Die Uni Gießen begnügt sich mit 3 G. Finden Sie, dass die Frankfurter streng sind?

Die Goethe-Universität setzt auf einen hohen Präsenzanteil, und an einer so großen Hochschule sind beachtliche Besucherströme unterwegs. Von daher kann ich nachvollziehen, dass die Hochschule ihre Gebäude primär den eigen-

en Angehörigen vorbehalten. Aber ich glaube, das ist ein lernendes System. Jede Hochschule hat ihre eigenen Abwägungen getroffen. Wenn man dann sieht, dass das für bestimmte Personen besondere Härten bedeutet, kann man gegebenenfalls nachjustieren.

Das Frankfurter Uniklinikum hat auch für Medizinstudenten, die noch keinen Patientenkontakt haben, das 2-G-Prinzip eingeführt. Finden Sie das richtig?

Das ist ein schwieriges Thema. Als Aufsichtsratsvorsitzende des Uniklinikums habe ich großes Verständnis dafür, dass man die Patienten vor Anstechungen schützen will. Als Wissenschaftsministerin muss ich sicherstellen, dass alle Studierenden Zugang zu Lehrinhalten haben, denn darauf haben sie einen Rechtsanspruch. Wir sind gerade im Gespräch mit den Beteiligten darüber, wie dieses Dilemma gelöst werden kann.

Was Corona-Tests betrifft, so gab es Überlegungen, dass sie für Studenten weiterhin unentgeltlich sein sollen. Ist darüber mittlerweile entschieden?

Ja. Bereits durch die Bundesregeln sind die Tests weiter kostenlos zum Beispiel für internationale Studierende, die keinen in der EU anerkannten Impfstoff bekommen haben, für Schwangere und für Menschen, die sich aus medizinischen Gründen nicht impfen lassen konnten. Wir haben im Dialog mit den Hochschulen nun noch Menschen, die beispielsweise für ein Freiwilliges Soziales Jahr im Ausland waren und sich dort nicht impfen lassen konnten, als Gruppe identi-

ten drei Halbjahre im Corona-Modus. Auf dem Campus fühlt sie sich bestmöglich vor Ansteckung geschützt, und sie hat auch Verständnis dafür, dass die Uni den Zugang zu ihren Gebäuden strikt reglementiert: „Es sollte nicht jeder rein dürfen. Studierende haben Vorrang.“

Schwarze und Zhukovskiy sind zufrieden mit dem, was ihnen die Hochschule trotz Pandemie an Lehre bietet. Ihre Mitstudentin Charlotte Bruhn merkt nur an, dass sie die unterschiedlichen Zugangsregeln zu Veranstaltungen verwirrend finde – mal müssten Plätze reserviert werden, mal nicht –, und Zhukovskiy würde sich etwas mehr Einheitlichkeit auf den Lernplattformen wünschen. Aber alles in allem urteilt Bruhn: „Die haben sich Mühe gegeben.“

Lukas Jürgensmeier hat das erste Corona-Semester noch als Student erlebt. Inzwischen ist er Doktorand und hilft Bernd Skiera bei dessen Vorlesung. Gerade für die Erstsemester sei das Fehlen „sozialer Interaktion“ sehr belastend gewesen, während Fortgeschrittene wie er besser mit der Krise klarkommen seien, sagt Jürgensmeier. Wie Skiera glaubt er, dass die Pandemie den Fortschritt in der Lehre – wenn auch Notgedrungen – befördert hat.

Für den Professor ist es das erste Mal seit Langem, dass er wieder in einem Hörsaal vor großem Publikum steht. Nervös sei er deswegen nicht, sagt er. „Ich freue mich.“ Seine Begrüßung der Studenten fällt knapp aus, jede Sentimentalität versagt er sich. Skiera will rasch sein neues Lehrmodell erproben. Nach knapper Vorrede präsentiert er den Jung-Ökonomen die erste Aufgabe: Sie sollen anhand einer gegebenen Preis-Absatz-Funktion den besten Preis für ein fiktives Produkt berechnen – will heißen jenen Preis, der dem Verkäufer den höchsten Gewinn beschert.

Das Gefühl des Surrealen, das mancher in den ersten Minuten noch empfinden haben mag, verflüchtigt sich angesichts des erteilten Arbeitsauftrags umgehend: Ohne große Hemmungen nehmen die Studenten Kontakt mit ihren Sitznachbarn auf und machen sich in Kleingruppen an die Lösung des Preis-Rätsels. Die maskengedämpfte Konversation erstirbt sofort, als Skiera nach einer Dreiviertelstunde mit dem Erklären der Lösung beginnt. Danach erläutert er noch kurz die Intention der Vorlesung und stellt seinen Zeitplan vor. Wenn die Corona-Lage es zulässt, will er sich in einigen Wochen mit seinen Studenten im Casino zu Kaffee und Kuchen treffen, „damit wir uns besser kennenlernen“. Es wäre ein weiterer Schritt zurück ins ganz normale Uni-Leben.

ziert, die für eine Übergangszeit kostenlose Tests braucht; das wollen wir ermöglichen. Ansonsten setzen wir darauf, dass wir jedem, der sich impfen lassen möchte, ein unentgeltliches Impfangebot machen. Wir wollen nicht durch kostenlose Tests für alle den Anreiz zum Impfen verringern.

Experten erwarten, dass die Corona-Zahlen in den nächsten Monaten wieder steigen. Glauben Sie, dass die Hochschulen gut durch den Winter kommen, ohne dass die Regeln wieder verschärft werden müssen?

Der Vorteil der jetzigen Regelung ist, dass die Hochschulen viele Freiheiten haben, wie sie die Lehre etwa mit 3 G ausgestalten. Wenn eine neue Welle kommen sollte, könnte man zum Beispiel größere Veranstaltungen wieder digital anbieten oder mehr auf hybride Formate setzen. Denkbar wäre auch, in besonders sensiblen Bereichen statt Antigentests PCR-Tests zu verlangen.

Können Sie sich vorstellen, bei einer massiven neuen Welle an den Hochschulen flächendeckend 2 G einzuführen?

Aus meiner Sicht ist das nicht möglich, obwohl ich 2 G in vielen Bereichen sinnvoll finde. Wir sind an den Hochschulen in einem verfassungsrechtlich hochsensiblen Bereich. Auch eine Person, die sich nicht impfen lassen möchte, hat das Recht, alle Lehrinhalte zu bekommen und gut auf Prüfungen vorbereitet zu werden.

Die Fragen stellte Sascha Zoske.

Wie Krebszellen DNA reparieren

DARMSTADT Neue Wege zur Behandlung von Brustkrebs und anderer Tumore könnte eine Entdeckung eröffnen, die Forscher der TU Darmstadt zusammen mit Kollegen aus Kalifornien und Texas gemacht haben. Die Wissenschaftler um Markus Löbrich fanden heraus, wie bestimmte Tumorzellen Doppelstrangbrüche in ihrer DNA reparieren. Solche Schäden gezielt in Krebsgewebe zu verursachen, ist der Zweck von Chemo- und Strahlentherapie.

Gesunde Zellen können Doppelstrangbrüche mithilfe der Gene BRCA1 und BRCA2 wieder verschließen. Bei erblichem Brustkrebs sind diese Gene mu-

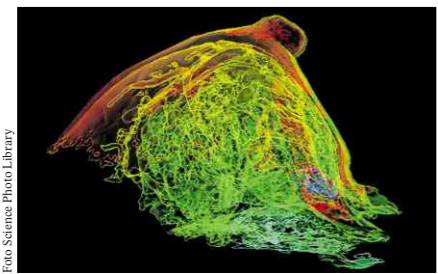


Foto Science Photo Library

tiert, was auch dazu führt, dass das Standard-Reparaturverfahren für die DNA nicht mehr funktioniert. Tumorzellen mit BRCA2-Mutation behelfen sich jedoch mit anderen Mechanismen. Einen davon hat Löbrichs Arbeitsgruppe identifiziert. Wird dieser Prozess ausgeschaltet, können die Krebszellen ihre durch die Therapie zerbrochene Erbsubstanz nicht mehr zusammenfügen und sterben ab. zos.

Genetisch flexible Parasiten

GIESSEN Nichtcodierende DNA, die große Teile des Erbguts von Tieren und Pflanzen ausmacht, ist keineswegs nutzlos. Das lassen unter anderem Forschungsergebnisse der Uni Gießen vermuten. Parasitologen um Christoph Grevelding haben mit Kollegen aus Montpellier und Leipzig Hinweise gefunden, dass vermeintlich „stumme“ DNA-Sequenzen im Genom des schmarotzenden Fadenwurms Schistosoma mansoni wichtige regulatorische Funktionen haben. Schistosomen sind die Erreger der gefährlichen Tropenkrankheit Bilharziose.

Die Forscher haben sich mit den sogenannten W-Elementen beschäftigt. Die-

se sich wiederholenden DNA-Abschnitte sind über die Chromosomen der Würmer verteilt. Greveldings Team entdeckte Anzeichen dafür, dass von solchen Sequenzen RNA abgelesen wird. Diese wird allerdings nicht – wie bei normalen Genen – in Proteine übersetzt, sondern könnte andere Gene regulieren.

Zudem haben die W-Elemente die Fähigkeit, von einem Chromosom auf ein anderes zu springen. Laut Grevelding kann das zu Umbauten im Erbgut führen, die von einer Generation zur nächsten auftreten können. Dies könnte es den Würmern ermöglichen, sehr schnell auf veränderte Umweltbedingungen zu reagieren, vermuten die Forscher. Schließlich seien Schistosomen sehr erfolgreiche Parasiten, die sowohl verschiedene Tiere als auch den Menschen infizieren könnten. zos.

Artensterben auf Inseln dramatisch

FRANKFURT Auf Inseln ist die Artenvielfalt besonders stark bedroht. Darauf weist der Biogeograf Severin Irl hin. Der Professor der Goethe-Universität gehört zum Leitungsgremium der Society of Island Biology, die 2020 gegründet wurde.

In einem Beitrag für die Zeitschrift „Global Ecology and Conservation“ schreiben Irl und seine Kollegen, dass 50 Prozent aller vom Aussterben bedrohten Spezies auf Inseln lebten und drei Viertel aller bekannten ausgestorbenen Arten dort beheimatet gewesen seien. Durch die Isolation vom Festland hätten sich auf Inseln einzigartige Tiere und Pflanzen entwickelt. Sie seien durch menschliche Einfüs-



Foto: EPA

se besonders gefährdet und kämen unter anderem wegen fehlender Strategien zur Anpassung an Fressfeinde schlecht mit Veränderungen ihrer Ökosysteme zurecht. In den vergangenen 500 Jahren seien schon mindestens 800 Arten auf Inseln unwiederbringlich verloren gegangen. Die Wahrscheinlichkeit, dass eine Spezies aussterbe, sei auf einer Insel zwölfmal höher als auf dem Festland. zos.